

Der Horror von Schacht 11

Bauskandale Seit sieben Jahren versucht die Stadt Köln, Oper und Schauspielhaus zu sanieren. Doch massive Fehlplanungen führten zum Stillstand. Und die Kosten sind explodiert auf 841 Millionen. Die Eröffnung? 2024. Wenn's gut läuft.



Stadtpanorama: Google Maps

Die neue Bühne kann alles, was das Herz einer Operntendantin begehrt. Sie kann sich drehen, auch gegenläufig in zwei Kreisen.

Sie kann sechs Meter in die Höhe und sechs Meter ins Untergeschoss fahren. Die beiden vorderen Podien können 56 Tonnen tragen, Zugstangen 700 Kilogramm schwere Kulissenteile in den Bühnenturm hieven. Auf den Zentimeter und die Sekunde genau gesteuert über eine Software.

Opernhäuser in aller Welt, in Berlin, Wien oder Moskau, nutzen die gleiche Gerätschaft eines Herstellers aus dem Spesart. Bühnentechnisch wird Köln künftig also in der Champions League spielen.

Die Frage ist nur, wann.

Seit sieben Jahren umstellt ein Bauzaun, 600 Meter lang, die beiden Häuser am Offenbachplatz: die mächtige Oper und das eher filigrane, zurückgesetzte Schauspielhaus. Die Sanierung des Ensembles sollte 2015 abgeschlossen sein, aber seit jenem Jahr ruht die Baustelle.

Alle zwei Wochen, immer dienstags, veranstaltet die Stadt für ihre Bürger eine Führung durch die hohen Hallen. Sie ist Teil einer Transparenzoffensive, mit der man bei den Kölnern um Entschuldigung und Verständnis bitten will. Die Besucher wandern durch zwei Kulturtempel, deren Foyers, Flure und Treppenhäuser sich im Zustand eines Rohbaus befinden, durch Katakomben, in denen Kabel aus Deckenöffnungen baumeln. Nur die neue Opernbühne ist praktisch spielbereit.

Auch das birgt Probleme. Damit die Apparatur nicht vor der Ouvertüre kaputtgeht, das Öl in den Leitungen nicht verharzt, muss die Hydraulik einmal im Monat bewegt werden. Das gebe Gelegenheit, die Mannschaft in Ruhe mit der Technik vertraut zu machen und Kinderkrankheiten zu kurieren, erklärt die Leitung der städtischen Bühnen.

Es gehört zu den Stärken kölschen Gemüts, aus schier ausweglosen Situationen das Beste zu machen. Anders wäre das Drama, das sich im Zentrum der Domstadt abspielt, auch kaum zu ertragen. Jeden Tag kostet die Baustelle 80 000 Euro. 40 Jahre lang wird die Stadt für die Sanierung des Ensembles 20 Millionen Euro jährlich abstottern. Als sie jüngst, um die ganze Wahrheit auf den Tisch zu legen, die aktuelle Kostenrechnung inklusive Finanzierung in Höhe von 841 Millionen Euro bekannt gab, übte sich die Kölner Bürgerschaft in kollektivem Kopfschütteln. 841 Millionen, um eine Oper, Baujahr 1957, und ein Theater,

Baujahr 1962, auf Vordermann zu bringen? Für zwei Gebäude, denen es nie gelang, in der an großen Kirchen und altertümlichen Fundstücken reichen Stadt die Herzen der Bewohner zu gewinnen?

Köln reiht sich damit ein in die Folge aus dem Ruder gelaufener Großprojekte wie des Berliner Flughafens, des Stuttgarter Bahnhofs oder der Elbphilharmonie in Hamburg, die mit 120 Millionen Euro Kosten startete und bei 866 Millionen landete. Immerhin bekamen die Hanseaten dafür ein schickes Haus, das auch international etwas hermacht.

Gespannt schauen die Baudezernenten etlicher deutscher Städte nach Köln. Denn was am Rhein in einem Debakel mündete, haben die Gesangshäuser etwa in Frankfurt, Stuttgart und Mannheim noch vor sich: die Sanierung alter Bausubstanz, den Einbau modernster Technik, das Befolgen verschärfter Vorschriften. In Stuttgart leg-



Betriebsleiter Streitberger

»Wir fühlten uns sehr sicher«

ten Stadt und Land vor einigen Tagen eine erste Kosteneinschätzung vor – sie liegt knapp unter einer Milliarde Euro.

Mindestens doppelt so teuer wie ursprünglich geplant, mindestens neun Jahre verspätet – das Kölner Desaster ist in vielerlei Hinsicht ein Lehrstück: fürs politisch motivierte Kleinreden der Kosten, fürs Bauen unter Zeitdruck, für den Irrsinn der Normen, für das Wegducken von Amtsträgern, wenn Verantwortung gefragt ist. Eine Rekonstruktion in drei Akten und einer langen Pause.

1. Akt

Abreißen oder erhalten?

Wenn es nach Ulrich Wackerhagen gegangen wäre, stünde am rechten Rheinufer längst ein Opernneubau, »der Europas Touristen anlocken würde«, wie in Sydney, dem Traum vieler Stadtplaner. Wacker-

hagen ist seit 1999 kulturpolitischer Sprecher der FDP im Kölner Stadtrat.

Schon damals gelten Oper und Schauspielhaus als marode. Mit Rechtsanwalt Wackerhagen diskutiert zur Jahrtausendwende eine illustre Allianz aus Unternehmern, Bankern und Politikern über den Abriss der beiden Häuser, die auf einem Filetgrundstück der Stadt stehen. Mitten hinein in diese Debatte tritt Bernd Streitberger seinen Dienst als Baudezernent der Stadt Köln an. Der gelernte Raumplaner und Westfale schaut mit der Distanz des Unbeteiligten auf die Profiträume des Kämmerers und möglicher Investoren. Köln wurde im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstört, nichts hat die Stadt architektonisch mehr geprägt als die Fünfzigerjahre.

Der monumentale Opernbau des Architekten Wilhelm Riphahn ist 1957, zwischen all den Ruinen und Lücken, ein Statement für die Kultur. So ein Zeugnis des Kölner Wiederaufbaus, meint Streitberger, dürfe nicht abgerissen werden.

Ein Gutachten hat jedoch die Oper und auch das nebenan errichtete Schauspielhaus zum Sanierungsfall erklärt: Den Aufwand beziffert die Machbarkeitsstudie auf 90 bis 145 Millionen Euro.

Viel Geld für den Erhalt alter Gemäuer mit strukturellen Schwächen, befindet der Rat der Stadt und verordnet sich größeres Denken: die Bühnenwerkstatt aus der Peripherie in die City holen, eine Kinderoper bauen und zwei weitere Säle für Tanz und experimentelles Theater – alles in einem Neubau am Offenbachplatz. Baudezernent Streitberger stimmt dem Abriss des Schauspielhauses zu. Hauptsache, die Oper bleibt, wo sie ist.

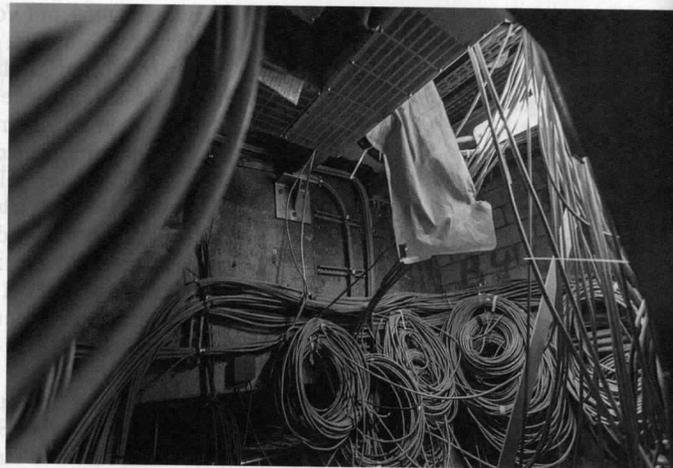
2008 gewinnt das Büro des Kölner Architekten Frederik Jaspert zusammen mit einem Pariser Partner den Wettbewerb für den Neubau des Schauspielhauses und die Sanierung der Oper. Der Entwurf stapelt vier Bühnen übereinander und platziert neben die Oper im rechten Winkel ein weiteres großes Gebäude. Der Clou: Wo bislang der Theatereingang ist, sollen Passanten künftig über Lichtschächte einen Blick in die Werkstätten im Untergrund werfen können. Jasperts Team beginnt mit der Entwurfsplanung.

Doch dann passiert das nach Baudezernent Streitberger »einschneidendste Ereignis der jüngeren Kölner Geschichte«: Am 3. März 2009 stürzt im Zuge von U-Bahn-Bauarbeiten das Kölner Stadtarchiv ein, zwei Menschen sterben, jahrhundertealte

OLIVER BERG / PICTURE ALLIANCE / DPA



HEINZ HERING / SÜDDEUTSCHER VERLAG



Eröffnung der Kölner Oper 1957, Versorgungsschacht: Ein Fall von organisierter Verantwortungslosigkeit

Urkunden, Handschriften werden unter den Trümmern begraben. »Das Klima in der Stadt änderte sich komplett, die Bevölkerung traute Rat und Verwaltung nichts mehr zu«, erinnert sich Streitberger.

Als Jaspert für die Neubaupläne und die Opersanierung Kosten von 360 Millionen Euro errechnet, verhängt Oberbürgermeister Fritz Schramma einen Planungsstopp. Doch der CDU-Politiker verliert die folgende Wahl, und Jürgen Roters, das neue Stadtoberhaupt von der SPD, will Tatkraft und Aufbruchstimmung demonstrieren: Das Projekt müsse eben abgespeckt, 295 Millionen seien das Maximum.

Jasperts Team speckt ab, die Werkstatt bleibt in der Peripherie, keine spektakulären Lichtschächte, kein Orchesterprobenraum – das Haus soll wirtschaftlicher werden. Im Prinzip ist der Neubau damit tot.

Zwar spricht sich der Stadtrat, jetzt unter Roters, ein zweites Mal für die große Lösung aus, aber gleichzeitig strengt die Initiative »Mut zur Kultur« ein Bürgerbegehren an. Ihre Begründung ist einfach: Wenn die Vorteile eines Neubaus wegespart werden müssen, warum soll das Schauspielhaus dann abgerissen werden? Außerdem könnten mit der Variante einer Sanierung von Oper und Theater mindestens 30 Millionen Euro eingespart werden.

Mehr als 50 000 Kölner folgen der Bürgerinitiative, der sich die populäre Theaterintendantin Karin Beier anschließt. Sie alle votieren für das Bürgerbegehren. Und so fügt sich die Stadtregierung dem Willen des Volkes.

2. Akt Schnell muss es gehen

Bernd Streitberger, der Baudezernent, soll quasi über Nacht ein Konzept entwerfen. Die Intendanten drängen darauf, nicht länger als drei Jahre an einem Ersatzort spielen zu müssen. Mehr sei dem Publikum nicht zuzumuten. Alle haben es eilig.

So stolpert Köln ins nächste Desaster.

Die Bühnenplaner entwerfen eine Machbarkeitsstudie, assistiert von Experten für Hochbau und Haustechnik. Man ermittelt Kosten in Höhe von 253 Millionen Euro. »Wir fühlten uns damit sehr sicher«, sagt Streitberger heute. Eine detaillierte Kalkulation, so räumt er ein, war das freilich nicht. »Das Dilemma beim öffentlichen Bauen ist immer, dass der Stadtrat wissen will: Worum geht es, wie viel kostet es, und wann ist es fertig? – zu einem Zeitpunkt, wo es noch keine belastbare Planung gibt.«

Große Firmen und Institutionen würden die Sanierung zweier so komplexer Gebäude wahrscheinlich einem Generalunternehmer übertragen. Die öffentliche Hand soll das nicht, das ist politisch so gewollt. Dahinter steckt der Gedanke, die mittelständische Wirtschaft vor Ort zu stärken. Ein Auftrag aus dem Rheinland soll nicht Arbeitsplätze in München oder Stuttgart sichern. Da Generalunternehmer meist mit Subunternehmen aus der Region arbeiten, ist das zwar ein eher theoretisches Gedankenmodell. Aber es hält sich hartnäckig in den Vorgaben für die Verwaltungen.

Streitberger denkt sich deshalb ein besonderes Konstrukt aus. Bauherr werden die Bühnen der Stadt Köln, deren Geschäfte von zwei Intendanten und einem kaufmännischen Direktor geführt werden; als Berater steht die städtische Gebäudewirtschaft zur Seite. Da arbeiten Fachleute für Schulen, Kitas und Verwaltungsbauten, mit Theatersälen hatten sie noch nie zu tun. Eine externe Firma soll als Projektsteuerer die Koordination zwischen Architekten, Baufirmen und den Planern der Haustechnik übernehmen. Streitberger spricht seinerzeit im »Kölner Stadt-Anzeiger« von einer »exzellenten Projektsteuerung, zu der auch ein sauberes Kostencontrolling« gehöre. Eine »zweite Elbphilharmonie« sei nicht zu befürchten.

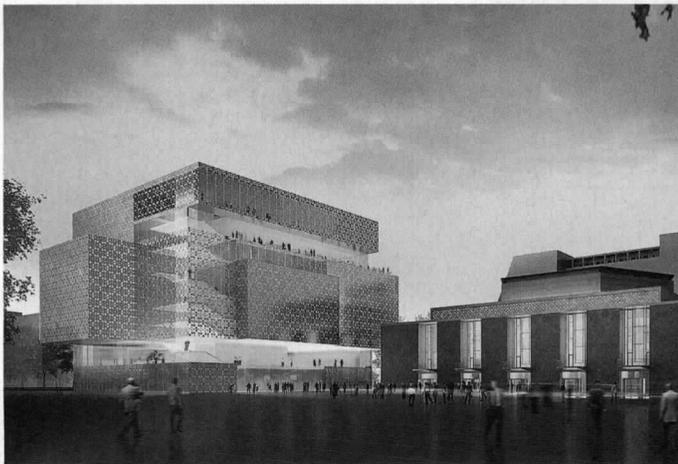
Im Jahr 2011 wird geplant. Es ist jene Zeit, in der die Stadt Köln davon ausgeht, alles richtig gemacht zu haben: aufs Geld geachtet, den Bürgerwillen erhört, das historische Erbe der Stadt gewahrt – und in vier Jahren wird sie ein hochmodernes Opernhaus besitzen.

Kaum jemand weiß indes, dass die Planung schnell in Verzug gerät. Wer kennt schon Brandbriefe wie jenen vom 13. Februar 2012, in dem das Ingenieurbüro Schmidt Reuter darüber klagt, dass bis Mitte des Jahres »die genauen Maße der Installationsschächte und der Installations Ebenen« nicht ermittelt werden könnten. Auch die Bausubstanz sei bis dahin nicht zu analysieren. Der Grund: Der Spielbetrieb laufe ja noch.

Solange aber keiner ins Mauerwerk reinschauen oder die Maße auf den Zentimeter genau erheben kann, beruhen alle Berechnungen von Architekten und Statikern auf Annahmen. Die Ausführungsplanung – also die konkrete Zeichnung, nach der sich Monteure auf der Baustelle zu richten haben – könne erst Anfang 2013 beginnen, rechnet das Ingenieurbüro der Stadt vor. Der aktuelle Terminplan sehe für diese Tätigkeit »jedoch einen um ca. 1 Jahr früheren Arbeitsbeginn« vor.

Vier Monate später fällt der vorerst letzte Vorhang, die Häuser werden den Baufirmen übergeben, die Sanierung beginnt. Auch für Baudezernent Streitberger fällt der Vorhang, er wechselt innerhalb der Verwaltung auf einen anderen Posten, als Stadtplaner. Es scheint, als übergäbe er seinem Nachfolger ein bestelltes Haus.

Im Jahr darauf fängt Klaus Schäfer als kulturpolitischer Sprecher der Kölner SPD-Fraktion an. 25 Jahre lang hat der Pädagoge für die Landesregierung gearbeitet, zuletzt als Staatssekretär im Ministerium für Familie und Jugend. Offiziell ist er im Ruhestand, aber in Köln will er seine Erfahrung noch einbringen. Er ahnt kaum, wie aufreibend der Kulturjob werden wird.



JSWD / CHAIX & MOREL



JO SCHWARTZ

Abgelehnter Neubautwurf des Schauspielhauses, Vertreter der Initiative »Mut zur Kultur«*: Dem Willen der Bürger gefolgt

Schäfer erfährt ja auch nicht, was die für die umfangreiche Haustechnikplanung zuständige Firma Deerns der städtischen Gebäudewirtschaft meldet. Nachdem Decken abgehängt und Schächte freigelegt worden sind, zeigt sich: Die Grundrisse auf den Plänen und die Wirklichkeit stimmen nicht überein.

Deerns-Geschäftsführer Lars Schumacher schlägt, damit keine weitere Zeit verstreicht, »eine baubegleitende Planung« vor. Soll heißen: In den Ingenieurbüros wird geplant, als wüsste man alles genau. Und wenn die Realität auf der Baustelle eine andere ist, dann werden die Pläne eben angepasst. Dazu brauchte er erneut fünf bis sechs Planer und eine zusätzliche Beauftragung, erklärt Schumacher.

Die Gebäudewirtschaft der Stadt meint, diese Planung gehöre bereits zu Deerns' Pflichten. Es gibt keinen weiteren Auftrag.

In gewöhnlichen Bürogebäuden mit standardisierten Räumen ist baubegleitendes Planen möglich – wenn der Austausch zwischen Planern und Bauleuten funktioniert. Aber in einem ein halbes Jahrhundert alten Komplex mit 12 Geschossen, 2300 Räumen, 66 000 Quadratmetern? In der die Haustechnikgewerke um den Platz in den Versorgungsschächten buhlen? »Das ist baubegleitendes Planen eine toxische Kombination«, sagt einer, der jeden Tag auf der Baustelle ist.

Das Ergebnis sieht SPD-Mann Schäfer erstmals im Herbst 2013. Er wird in die Kellerflure der Oper geführt, es habe ihm beinahe die Sprache verschlagen. »Ich habe nur gesagt: Wie kann das entstehen? Es war unvorstellbar.«

Vor allem Schacht 11 wird zu einem Wallfahrtsort des Horrors. Zu einem Zeugnis des Scheiterns. Unmengen roter und grauer Kabel baumeln in einem urwaldähnlichen Chaos durcheinander, sie füllen den Raum des Schachts größtenteils aus. Wenn Gewerke, die getrennt voneinander verlegt werden müssen, etwa Wasser und

Strom, durch dasselbe Nadelöhr wollen, spricht der Fachmann von einer Kollision. In der Oper gibt es mehr als 800 davon.

Das sei über viele Monate bei den Verantwortlichen bekannt gewesen, sagt Schäfer heute, während den Stadträten im zuständigen Bühnenausschuss wiederholt versichert wurde: »Wir schaffen das.« Von den Eingeweihten habe keiner gewagt, so der Sozialdemokrat, »auf den roten Knopf zu drücken und in einer, meinetwegen nicht öffentlichen, Sitzung Tacheles zu reden«.

Das Projekt erreicht das Jahr der geplanten Fertigstellung, 2015. Kabel, Trassen, Rohre werden im Akkord und am Wochenende verlegt, zuweilen stehen sich die Monteure buchstäblich auf den Füßen. Häufig führen zwei Rohre nicht zueinander, sondern aneinander vorbei, enden Trassen im Nirgendwo, finden Kabel keinen Anschluss.

Es ist das blanke Chaos. Die Stadt sucht einen Verantwortlichen und kündigt dem externen Projektsteuerer. Niemand denkt daran, die Eröffnung im November abzublenden. Es ist wie dereinst in Berlin, beim Großflughafen. Die Haustechnik, der Brandschutz, nichts funktioniert, aber die Einladungen werden verschickt.

Am 1. April fährt der geschasste Projektsteuerer nach Köln-Braunsfeld. Dort sitzt die Firma Zarinfar, sie hat bereits ein paar Arbeiten für die Bühnen erledigt. Jetzt soll sie die gesamte Sanierung retten. Der Projektsteuerer liefert seine Aktenordner bei Turadj Zarinfar ab, besser: Er knallt sie seinem Nachfolger auf den Tisch, mit einem ironischen »Viel Spaß«, so schildert Zarinfar diesen Moment.

Zarinfar hat in Dortmund Bauingenieurwesen studiert, seit zehn Jahren lotst seine Firma Bauherren vom Projektstart bis zum Bezug. Trotzdem ahnt er nicht, wo

rauf er sich angesichts des völlig verhakten Projekts einlässt.

»Meine Vorstellung war, einen Stau auf der Autobahn aufzulösen, indem man die havarierten Autos einfach zur Seite schafft«, erinnert sich Zarinfar. Aber das Problem der Oper ist größer als ein Stau.

Jeder Raum, jeder Schacht wird mit den Handwerkern inspiziert, und nach zwei Monaten hat Zarinfar »die Dimension des Ganzen begriffen«. Er geht zum Bauherrn und erklärt, dass die Probleme auf der Baustelle nicht gelöst werden können. Dass erst einmal alles gestoppt und dann neu geplant werden müsse.

Der Baudezernent fragt, wann der Bau denn fertig werde. Zarinfar sagt: »Ich weiß es nicht.« Aber Sie müssen es sagen, insistiert der Dezernent, so schildert es Zarinfar. »Nein, ich bin nicht Jesus, und die Oper ist ein Unikat.«

Wenig später meldet sich ein Whistleblower beim »Kölner Stadt-Anzeiger«. Der Informant zeigt Unterlagen, die belegen, dass seit Monaten eines klar ist: Die Eröffnung des Ensembles kann niemals am 7. November stattfinden. »Der Bauablauf ist massiv gestört«, heißt es in den Papieren. Etliche der Würdenträger, so geht aus den Dokumenten hervor, wissen davon, aber keiner will es wahrhaben oder gar öffentlich machen.

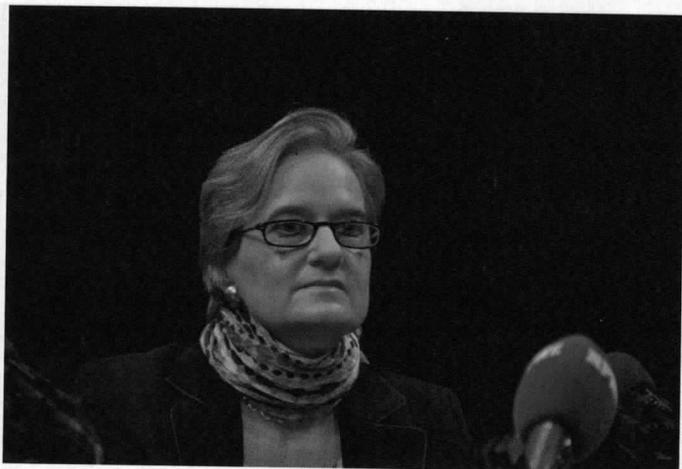
Als die Redaktion die Stadt mit ihren Recherchen konfrontiert, gehen die Dezernenten für Bau und Kultur in die Offensive: Am 23. Juli, auf einer eilends einberufenen Pressekonferenz, verkünden sie, der Eröffnungstermin sei nicht zu halten.

Pause

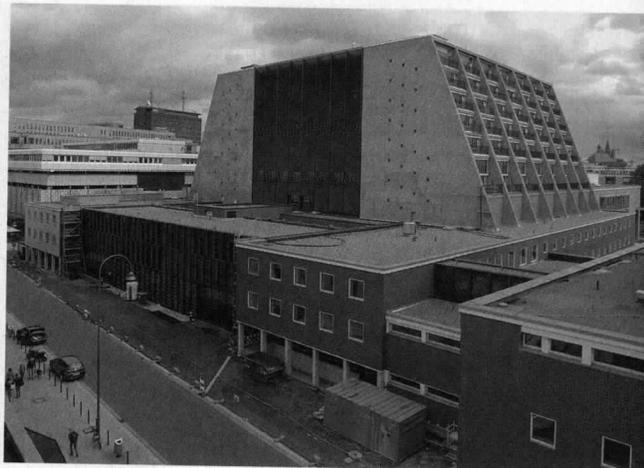
Der Oberverantwortungshut

Auf der Baustelle, auf der Planung und Realität immer weiter auseinanderklaffen, stoppt die Arbeit. So, wie Strom, Wasser, Luft bislang eingebaut worden sind, wird die Haustechnik niemals funktionie-

* Bei der Übergabe von mehr als 30 000 Unterschriften für das Bürgerbegehren gegen den Abriss des Schauspielhauses am 2. März 2010 im Kölner Rathaus.



HORST GALUSCHKA / PICTURE ALLIANCE / DPA



Kulturdezernentin Laugwitz-Aulbach, Baukomplex Kölner Oper am Offenbachplatz: »Keiner wagt es, Tacheles zu reden«

ren. Der Versuch, einem VW Käfer die Technik eines Porsche Cayenne zu implantieren, ist gescheitert. Die Monteure rücken ab.

Eine Schockstarre erfasst Stadt, Politik, Bühnenpersonal. Die Suche nach dem Schuldigen überlagert die Suche nach einer Lösung auf dem Bau. Niemand will etwas falsch gemacht haben, auch Kulturdezernentin Susanne Laugwitz-Aulbach nicht. Sie ist zwar für Kölns Kulturbauten sowie für die städtischen Bühnen zuständig. Aber da sie Germanistin und Theaterwissenschaftlerin sei und vom Bauen keine Ahnung habe, sagt sie, könne man sie nicht zur Rechenschaft ziehen: »Ich habe hier nicht den Oberverantwortungshut auf.« So einfach ist das in Köln.

Das Organigramm zur Sanierung der Bühnen, so stellt der »Kölner Stadt-Anzeiger« fest, »drückt vornehmlich den Wunsch aus, Verantwortung auf weite Wege zu schicken«. Wer bei diesem Multimillionenprojekt das Sagen habe, bleibe offen: ein Fall von »organisierter Verantwortungslosigkeit«.

Die Stadt identifiziert als Hauptverantwortlicher der Havarie einen Externen, sie kündigt dem Haustechnikplaner Deerns, offenbar weil dieser vor allem seiner Koordinierungsaufgabe nicht gerecht geworden sei. Deerns klagt gegen die Kündigung: »Als Hauptursache für den bestehenden chaotischen Ablauf beim Bauprojekt ist das Fehlen einer koordinierten Terminplanung durch den Bauherrn anzusehen.« Deerns sieht sich, bis heute, als »politisches Bauernopfer«.

Die für die Bühnen zuständigen Stadträte treffen sich zum Ortstermin auf der verlassenen Baustelle. Turadj Zarinfar, der neue Projektsteuerer, führt sie zu Schacht 11. Acht Gewerke haben ihn benutzt, jedes für sich hat alles richtig gemacht. Nur hat niemand die Pläne übereinandergelegt. »Ich fragte Herrn Zarinfar, welche Leitung zu was gehöre«, erinnert sich der Kultur-

politiker Schäfer. »Er antwortete: »Wenn ich das wüsste, wäre ich schlauer.««

Die öffentliche Fahndung nach Schuldigen geht einher mit dem Wahlkampf ums Oberbürgermeisteramt. Die SPD verliert die Macht am Rhein. Die parteilose Sozialdezernentin Henriette Reker, gemeinsame Kandidatin von CDU, FDP und Grünen, zieht ins Rathaus ein.

Sie braucht jemanden, der bereit ist, Verantwortung zu übernehmen, und in der Lage, das Chaos aufzulösen. Im Februar 2016 ruft sie Bernd Streitberger an – jenen ehemaligen Baudezernenten, der damals das Organigramm ausgetüftelt hat. Er sagt spontan zu, aus Pflichtgefühl.

Die Personalie ist umstritten. Auf der Ratssitzung, in der Streitberger zum »Technischen Betriebsleiter« der Bühnen berufen wird, fragt ein SPD-Mann, ob hier »der Bock zum Gärtner gemacht« werde. Reker sieht sich zu einem Ordnungsruf genötigt, doch Streitberger nimmt nicht übel: »Ich stelle mich meiner persönlichen Verantwortung bis zum 30. Juni 2012.«

Streitbergers neuer Vertrag ist datiert bis 2019. »Ich hatte gedacht, das sollte reichen, um die Oper zu eröffnen«, sagt er heute. Es war ein Irrtum.

Allein die mehr als hundert Gespräche mit den am Bau beteiligten Firmen erstrecken sich über zwei Jahre. Die Suche nach einem neuen Haustechnikplaner scheitert zunächst. Ein halbes Jahr lang dauert die Ausschreibung, doch niemand bewirbt sich, der den Anforderungen genügt – außer der Firma Deerns, aber die will man ja gerade loswerden.

Erst im September 2016 wird ein neuer Planer für Strom, Wasser, Luft gefunden. Ein Jahr lang benötigen mehr als 30 Ingenieure der Firma Innius, um das Knäuel aus Leitungen und Rohren zu entwirren. Ein 3-D-Scan aller Räume wird erstellt, mit Nischen, Vorsprüngen, Hindernissen.

Im Jahr 2017 legt Innius eine neue Planung vor. Sie sieht erst einmal den Rück-

bau bereits installierter Technik vor. Die Elektroversorgung etwa muss komplett neu organisiert und verlegt werden, ähnlich wird mit Lüftung und Brandschutz vorgefahren. Rasch ist ein weiteres Jahr vorüber.

Parallel legt Bernd Streitberger im Jahr 2017 eine Bestandsaufnahme vor, nach einem Jahr der Sondierung. »33 Hauptprobleme« seien identifiziert worden, fast alle in der Haustechnik. Mit der Fertigstellung sei wohl erst Ende 2022 zu rechnen, außerdem habe man bei den Baukosten jetzt eine neue Schätzung: 545 bis 570 Millionen Euro. Also mehr als das Doppelte der fünf Jahre zuvor veranschlagten.

Wer diese schlechten Nachrichten verantworten hat, bleibt diffus.

Der FDP-Kulturpolitiker Wackerhagen sieht nach dem Baustopp Akten ein, etwa die Jour-fixe-Protokolle der Leitungskomitee. »Es gab keinen richtigen Bauherrn, keine verantwortliche Bauleitung und ein Totalversagen der Verwaltung«, urteilt der Jurist. In jedem Unternehmen hätte dies personelle Konsequenzen nach sich gezogen: »In Köln geschieht da nichts.«

Zweimal stellt die FDP-Fraktion den Antrag, ein unabhängiger Gutachter möge die Frage der Verantwortung für den Bauskandal prüfen. Doch sowohl der Kulturausschuss als auch der Rat lehnen den Antrag ab. Wackerhagens Erklärung: »Keiner will dem anderen wehtun – weil man sich wechselseitig braucht.«

Es ist die Zeit, in der in Köln Zweifel laut werden, ob das Ensemble jemals in Betrieb genommen werden kann. Ohne ein Absenken der Ansprüche werde es nicht gehen, raten die Sanierer der Sanierung. Bislang wollten die Haustechniker dem Altbau implantieren, was auf Industriemessen als letzter Schrei vermarktet wird. Jetzt sagt Betriebsleiter Streitberger auch mal Nein, fragt nach, ob es eine Nummer kleiner oder preiswerter sein dürfe.

Für alles gibt es Normwerte, Richtwerte, Grenzwerte, die Zahl solcher Normen, sa-

gen Experten, hat sich in den vergangenen 20 Jahren vervierfacht, selbst für den Biegeradius eines Kabels gibt es eine. Aufgestellt werden die Normen von Sachverständigen, die damit auch ein Gutteil ihrer Existenz rechtfertigen. Muss die Frischluftzufuhr eines Theaters 25 Dezibel leise sein, also praktisch kaum hörbar? Oder sind auch 27 Dezibel okay, also immer noch praktisch kaum hörbar?

Für die Sanierung von Oper und Schauspielhaus liegt seit diesem Sommer de facto eine zweite Planung vor. Leider muss die noch derart nachgearbeitet werden, dass die Stadt am Donnerstag eine erneute Verzögerung von zehn Wochen bekannt gab.

Kern der neuen Planung ist der Bau eines 16. Schachts. Einmal vom Keller hoch, durch zwölf Decken. Ein Bypass für Leitungen, Kabel, Rohre, ein statischer Gewaltakt. Ein Rettungsschacht.

Im Herbst 2020 will Streitberger die Gewerke neu vergeben. Die Frage ist, wie viele Betriebe sich angesichts der überhitzten Baukonjunktur das Projekt antun wollen. Es gibt Handwerker, die arbeiten grundsätzlich nicht mehr für die öffentliche Hand.

In 2021 sollen die Bauarbeiten dann wieder aufgenommen werden. Nach mehr als fünf Jahren des Stillstands.

3. Akt Erst planen, dann bauen!

Dass in Deutschland große Bauten sowohl den Kosten- als auch den Zeitrahmen sprengen, ist peinliche Normalität. Das Bundesministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur hat von hochkarätigen Experten deshalb einen »Leitfaden Großprojekte« erstellen lassen. Eine der wichtigsten Botschaften lautet: »Erst planen, dann bauen«.

Eigentlich, sagt Projektsteuerer Zarinfar, sei das zum Totlachen: »Das ist, als würde man dem Bäcker empfehlen: erst den Teig machen, dann in den Ofen schieben. Und nicht die Zutaten in den Ofen schmeißen und hoffen: wird schon fertig werden.«

Aber der 2018 veröffentlichte Leitfaden reagiert nur auf die Wirklichkeit. Planen während der Bauphase, so Zarinfar, finde heute für 99 Prozent der Baustellen statt: »Wir haben da einen Systemfehler. Wir geben den Planern nicht die Kapazitäten und die Zeit, die sie benötigen.« Bei den Kölner Bühnen sei nichts Besonderes schiefgelaufen, »es hat sich in den letzten 20 Jahren bei öffentlichen Bauten so eingebürgert«.

Doch wer in der öffentlichen Verwaltung traut sich schon, einem Minister, Bürgermeister oder Fraktionschef zu sagen: Es geht nicht. »»Geht nicht: gibt's nicht«, kriege der Beamte dann zu hören, sagt Zarinfar, »es ist der politische Wille, also bitte!«

Alfred Weinzierl

Jetzt im Handel

So erreichen Sie Ihre Ziele

www.spiegel-wissen.de

Lesen Sie in diesem Heft:

Zeitmanagement

Effizienter und entstresst arbeiten

Coaching

Tipps und Tricks für gesunde Ernährung

Lebenszufriedenheit

Wie viel Vermögen brauche ich wirklich?